

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **22 (1942-1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Helden fehlt ihm jene blühende Einheitlichkeit, jenes Aus-einem-Guß-Sein, das die großen und die kleinen Helden je und je ausgezeichnet hat. Es gehört zur Tragik Preußens, daß sein Nationalheld kein Held und vor allem auch kein deutscher Held war. Darüber wäre viel nachzudenken. Es aussprechen tut weder Friedrich noch Preußen Abtrag. Und ein Filmheld ist dieser Friedrich nun vollends nicht. Vielleicht wollte die Regie solche zwielichtigen Züge des Stoffes herausholen. Es ist uns eine Szene unvergeßlich: Friedrich und sein Bruder Heinrich streiten sich. In Großaufnahme: zwei Gesichter mit wild und exakt arbeitenden Muskeln, die eine mißtönende Sprache erzeugen, keine Gesichter mehr, nur noch Sprechwerkzeuge, von einem Menschengesicht so verschieden wie der Stehschritt vom Schreiten eines griechischen Helden. Der stupideste Preußenfeind könnte sich dieses Bildes zu wirksamster Propaganda bemächtigen. Es war von graufiger Komik. Meist aber erreicht die Regie ihren vorgehabten Zweck mit Sicherheit. Historische Schlachtenzenen zu zeigen ist vor einem heutigen Publikum besonders schwer. Harlan macht es mit Vorsicht und geht von den Massenszenen möglichst schnell zum Einzelnen über, wo er oft schöne Wirkungen erzielt: ein sich nach Géricault bäumendes Pferd, ein sterbender Soldat — fast möchte man es wagen, nach diesem Film den Schluß zu ziehen, das Einzelschicksal veralte nicht, wohl aber die Masse. Und das wäre eine entschieden tröstliche Einsicht.

„So grün war mein Tal“ wird wie der ihm zugrundeliegende Roman ein großer Erfolg sein. Nicht umsonst hat er schon sechs erste Preise auf sich vereinigt. Erstens ist er ein menschlich sauberes Werk, und dann weist er jene echt angelsächsische Mischung von Gefühlsfeligkeit und Wirklichkeitsglauben auf, die in der Kunst meist nicht allzu gut gedeiht, dafür umso besser in den Köpfen und Herzen der Menschen. Sehr typisch ist an diesem Werk der fluktuierende Standpunkt — bald allgemein, bald persönlich. Künstlerisch hätte das Werk sicher gewonnen durch das Festhalten des einen oder des anderen Blickpunktes. Es wäre dann entweder ein hartes, großgesehenes Sozialgemälde im Stile Zolas (oder der „Früchte des Jorns“) entstanden oder aber eine traumhafte Seelenlandschaft der Erinnerung. Die Verkoppelung der beiden Stile läßt Fords Werk etwas breit zerfließen, in schönen Einzelszenen immer wieder neu ansetzen — letzte künstlerische Einheit ist ihm nicht beschieden. Dabei steht die Darstellung durchwegs auf großer Höhe. Aber wenn man an die große Szene denkt, wo beim Grubenunglück der Aufzug leer zu den Harrenden heraufkommt, dann bedauert man es doch, daß Ford den Film nicht stärker um diese Elemente des Stoffes gerafft hat.

Elisabeth Brock-Sulzer.

Bücher Rundschau

Theorie des Mittelstandes.

Theorie des Mittelstandes. Von Dr. Fritz Warbach, Professor der Nationalökonomie an der Universität Bern. Verlag A. Franke A.-G., Bern 1942.

Die spannend geschriebene, wirklichkeitsnahe Theorie des Mittelstandes ist, wie es der Verfasser in den Schlußbemerkungen selber jagt, „ein Aufriß der Mittelstandstheorie, der Versuch namentlich auch einer Neufassung der Mittelstandsdefinition, die geeignet ist, die große gesellschaftliche Trilogie Kapitalgruppe, Mittelstandsgruppe und Proletariatsgruppe klar zu erkennen“. Schon allein die Tatsache, daß der Ordinarius für praktische Nationalökonomie an der Universität Bern Pionierarbeit leistet, indem er einen von den Nationalökonomien stark vernachlässigten Stoff herausgreift und bearbeitet, verdient besonders erwähnt zu werden. Dem vorliegenden Werk kommt neben dem rein wissenschaftlichen Wert

große praktische Bedeutung zu; denn das Mittelstandsproblem wurde in wirtschaftspolitischen und parlamentarischen Kreisen behandelt, ohne daß selbst die maßgebenden Mittelstandsvertreter vom Wesen des Mittelstandes eine klare Vorstellung hatten. Dieser Umstand, wie auch die Tatsache, daß häufig die Vertretung von Sonderinteressen kleiner mittelständischer Gruppen als Mittelstandspolitik schlechthin bezeichnet und betrachtet wurde, führten zu den vielen unfruchtbaren Diskussionen, die zur Lösung des Mittelstandsproblems kaum etwas beitragen konnten.

Man muß schon die Schwierigkeiten kennen, die bei der Bearbeitung des weitschichtigen Stoffes überwunden werden mußten, um die Bedeutung des vorliegenden Werkes voll würdigen zu können. Dann fällt es einem aber auch nicht schwer, die vom Verfasser selber festgestellten Unebenheiten in der Systematik zu übersehen. Da hier nicht aus zehn Büchern ein erstes zusammengeschrieben, sondern zur Hauptsache Neuland beackert worden ist, darf es nicht überraschen, wenn kein Lehrbuch mit einer auf eine einfache Formel gebrachten Gesamtlösung entstanden ist. „Dieses Buch gleicht einem Bündel von Blumen, die nicht mehr einzelne Blumen sind, aber auch noch keinen Strauß ausmachen“. Nachdem der erste große Schritt zur Klärstellung des Mittelstandsproblems unserer Zeit gemacht worden ist, darf wohl die Erwartung ausgesprochen werden, daß das bisherige Forschungsergebnis gelegentlich noch zum schön hergerichteten Blumenstrauß verarbeitet werde, damit das wertvolle Gedankengut dem Wirtschaftspraktiker, dem Parlamentarier, dem Staatsbeamten und auch dem Studenten in etwas übersichtlicherer Form leichter zugänglich gemacht wird.

Im Rahmen einer kurzen Buchbesprechung kann nicht an eine Inhaltswiedergabe gedacht werden; so muß man sich mit einer andeutungsweisen Erwähnung einiger das Werk kennzeichnenden Wesenszüge begnügen. Der Verfasser nimmt einleitend eine ablehnende Haltung ein gegenüber der Aufstellung von „ehernen Gesetzen“ durch den Nationalökonom und Soziologen. „Aber wenn wir, entgegen einer namentlich unter den Nationalökonom noch verbreiteten Auffassung, auf die Aufstellung von Gesetzen verzichten müssen, so ist die Sozialforschung doch imstande, auf Grund bestimmter Voraussetzungen Spielregeln aufzudecken, die allerdings nicht mathematisch bestimmbar sind, die aber doch den Wert einer statistischen Wahrheit oder doch Wahrscheinlichkeit haben und zwar deshalb, weil die Erfahrung zeigt, daß die Menschen unter ähnlichen naturalen und sozialen Voraussetzungen wenigstens in den Grundzügen ähnlich zu handeln pflegen.“ Die von Nationalökonom abgeleiteten Gesetze und Gesetzmäßigkeiten haben schon so viel Verwirrung und Unheil angerichtet, daß man diese allgemeine Klarlegung nur begrüßen kann. Eine kleine Einschränkung, die indessen mit der von Prof. Marbach vertretenen Ansicht keineswegs im Widerspruche steht, darf vielleicht doch gemacht werden; denn wenn in Ausnahmefällen, wie bei den Standortsgesetzen der „reinen Theorie des Standorts“ von Alfred Weber, aus ganz bestimmten Gründen, die hier nicht näher untersucht werden sollen, die Abstraktion bis zur Isolierung mathematisch genau erfassbarer Erscheinungen getrieben wird, können Gesetzmäßigkeiten doch ermittelt werden. Solche Gesetze verlieren aber ihre Richtigkeit und damit ihren Wert, sobald man sie unter Mißachtung der zu ihrer Ableitung vorgenommenen Abstraktion mit Tatbeständen in Beziehung bringt. Prof. Marbach hat das Mittelstandsproblem ohne derartige Abstraktionen behandelt und das Untersuchungsergebnis nicht in Gesetzen, sondern in Spielregeln, wie er sich ausdrückt, festgehalten. Das ist der Grund, weshalb man bei der Charakterisierung des Buches von einer lebendigen Schilderung und von einer wirklichkeitsnahen Theorie sprechen darf.

Marbachs Theorie des Mittelstandes ist auch dadurch gekennzeichnet, daß beim Versuch der begrifflichen Umzäunung des Mittelstandes nicht allein auf die ökonomischen Merkmale der Standeszugehörigkeit, sondern auch auf das Ideelle und Gesellschaftliche abgestellt wird. Das ist besonders wichtig bei der Abgrenzung der Mittelstandsgruppe nach der Seite der Proletariatsgruppe, wo die Auscheidung lediglich nach der Einkommenshöhe ein völlig falsches Bild ergeben würde, ganz abgesehen davon, daß ein zahlenmäßig festgesetzter Einkommensbetrag nur ein plumper Trennungsstrich, eine willkürliche Auscheidung in quantitativer Hinsicht, nicht aber ein Merkmal zur Trennung in qualitativer Beziehung wäre. „Daß

die Angestellten einkommensmäßig nicht nur proletarisiert, sondern in manchen Fällen — ähnlich übrigens gewissen ärmeren Handwerkern — unterproletarisiert sind, geht aus den Einkommenszahlen hervor.“ Mit besonderer Schärfe wendet sich der Verfasser auch dagegen, daß der Bildungsgrad zu einem Mittelstandskriterium gemacht wird. Wesentlich ist hingegen die Beziehung zum Prozeß der Mehrwertgewinnung, der die Kapitalgruppe kennzeichnet und der die Lohnempfänger, die in diesen Prozeß eingeschaltet sind, zu Angehörigen der Proletariergruppe stempelt. Die Einbeziehung der Lehre von der Bildung des Mehrwertes im kapitalistischen Produktionsprozeß, wie sie von Karl Marx entwickelt worden ist, bringt es mit sich, daß sich gleichsam eine negative Definition des Mittelstandes aufdrängt, indem grosso modo als Mittelstandsangehöriger bezeichnet werden muß, wer weder seine eigene zur Verfügung stehenden Mittel bewußterweise im Produktionsprozeß zur Erzielung von Mehrwerten zirkulieren läßt, noch seine Arbeitskraft in schicksalhafter Abhängigkeit im kapitalistischen Prozeß der Mehrwertgewinnung zur Bestreitung des Lebensunterhaltes einsetzen muß.

Prof. Marbach macht mit dem Märchen vom aussterbenden Mittelstand Schluß, indem er den mittelständischen Lebensraum absteckt; er liegt zur Hauptsache in der von der Großproduktion nicht betreuten Produktionslücke, sowie auf dem Gebiete der Reparaturen. Im speziellen Teil befaßt sich der Autor einläßlich mit den Mittelstandsgruppen, unter anderm mit den Bauern als Mittelstandsangehörige, mit dem selbständig produzierenden Mittelstand, mit dem handeltreibenden Mittelstand, mit dem mittelständischen Rentner, mit den Angestellten, den öffentlichen Beamten, den Intellektuellen und den freien Berufen.

Beim Studium des umfangreichen Werkes zeigt es sich, daß im Zusammenhang mit den Mittelstandsproblemen eine Reihe volkswirtschaftlicher Grundfragen mitbehandelt wird. Trotz der Beschränkung auf das im Titel umschriebene Gebiet hat der Verfasser ein nationalökonomisches Standardwerk geschaffen, dem auf dem Gebiete der volkswirtschaftlichen Fachliteratur die Bedeutung eines Marksteines zukommt.

S a m S t r e i f f.

Der Rechtsgedanke.

Eril Wolf: Der Rechtsgedanke Adalbert Stifters. Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 1941.

In dieser in den Kreis von Vorarbeiten für die Darstellung des Rechtsgedankens in der deutschen Geistesgeschichte eingeordneten Studie beschäftigte sich der Verfasser mit der Frage, ob Dichtung etwas Verbindliches vom Wesen des Rechts aussagen könne, indem er erklärt, sein Buch sei geschrieben worden, um zu zeigen, warum gerade Stifter darüber befragt werde. — Der Verfasser führt einleitend aus, das Urteil über die Kunst Stifters (1805—1868) habe lange geschwankt und häufig gewechselt. In der Tat besteht zwischen der von ihm zitierten Äußerung Hebbels: — dem allerdings Stifters tiefste Abneigung galt, — „Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken? Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht... Aber das mußte so sein, damit ihr das Kleine vortrefflich liefertet, hat die Natur Klug euch das Große entrückt“, und dem verzückten Verse der Betty Paoli: „so stehst Du in des Geistes Reichen in stillerhabner Majestät“ ein unüberbrückbarer Gegensatz. — Es sei gestattet, für diese verschiedenen Beurteilungen noch einige weitere Äußerungen anerkannter Schriftsteller anzuführen. — Gottfried Keller fand: „Stifters Schranke liegt wohl in dem Stück Philister, das in ihm war“. Bei Nadler, der Stifters Überzeugung vom Walten des „sanften Gesetzes“ hervorhebt, ist er im Wesentlichen der Erziehungskünstler. — Otto Leigner weist ihm eine bescheidene Stellung unter den selbständigen Autoren an; er sei kein großer, aber einer der liebenswürdigsten Dichter. — Vogt und Koch bezeichnen ihn als den großen Erzähler, als Menschengestalter von feinstem Kenntnis jeilicher Schicksale, bei dem alle Schuld in der Empörung gegen ein gottgewolltes Gesetz liege. — Scherr rühmt den bezaubernd frischen Naturfönn und die feine Psychologie der Novellen Stifters. — Bei Arthur Eloesser, der in Stifter den unübertroffenen Landschaftsmaler der Dichtung sieht, in dessen Werken kein Stückchen Rohheit

vorkomme, ist eine Gegenüberstellung mit einem andern Dichter bemerkenswert: „Es gibt keinen schärferen Gegensatz als zwischen Stifter und Conrad Ferdinand Meyer; der eine hatte so viel Volkstum in sich, wie der andere wenig hatte, und wenn der Schweizer im Fernen das Übermenschliche und Tragische suchte, so fand der Österreicher im Nahen und Engen das Kleine, das Häufige, das den Menschen gewöhnlichen Maßes zugeteilt ist.“ Stifter wolle die „sanften Gesetze“ offenbaren, die die menschliche Gesellschaft leiten, die der Liebe, Freundschaft, Familie, des Rechts und der Sitten. — Engel nennt Stifter den Meister der stillen, tiefen Alltags Erzählung, der Klein- und Feinmalerei auf dem Hintergrund eines liebevoll beobachteten Naturlebens. — Bekannt ist, daß Nietzsche ein Bewunderer Stifters war, dessen „Nachsommer“ er als eines der wenigen deutschen Bücher bezeichnete, das verdiene, wieder und wieder gelesen zu werden.

Es ist dem Verfasser gelungen, den Beweis für seine bei erster Betrachtung auch dem guten Kenner der Werke nicht ohne weiteres einleuchtende Behauptung, Stifter sei in einem besonderen und ausgezeichneten Sinne der Dichter des deutschen Rechts, zu erbringen. Ein sorgfältiges Eingehen auf die Werke Stifters ergibt die Richtigkeit seiner Auffassung, die das Verdienst beanspruchen kann, einen wesentlichen Gesichtspunkt für die Bedeutung Stifters in der deutschen Literatur und Kultur aufgezeigt zu haben. Einzelne seiner guten Formulierungen seien wörtlich zitiert. „Weil Stifter selbst ein Mann des Rechts, ein rechtlich Gesinnter ist, verkündet er mit dem Rechtsgelehrten nur den Grund und die Ordnung seines eigenen Seins“. — „Darum zielen alle wertvollen Kräfte und Tugenden der Helden Stifters auf Betätigung in Rechtsform. So will die Liebe der Geschlechter stets ihre Rechtsgestalt: die Ehe“, (wobei er wiederholt die naturgesetzliche Pflicht zur Nachkommenchaft betont.) — „Folgerichtig erscheint Stifter sogar die umfassendste Einheit menschlichen Handelns: die Geschichte überhaupt, als Schauplatz der Rechtsverwirklichung“. — „Für ihn ergab sich keine Möglichkeit der Rechtfertigung revolutionärer Rechtsänderungen“. — „Die Normbereiche des Sittlichen, der Sitte und des Rechts zeigen nur Grad-, aber keine Artunterschiede“. — „Die Familie ist ganz als Rechtsgemeinschaft gesehen“.

Auf die interessanten und überzeugenden Ausführungen des Verfassers über die Stellung Stifters zu Politik und Religion kann hier leider nicht eingegangen werden. — Den Krieg lehnt Stifter ab. Von den Kanonen heißt es, sie seien ein interimistisches Gut und taugen nur so lange bis einmal die ganze Menschheit vernünftig werde, wobei er allerdings beifügt, „aber es lebt noch keiner, der wüßte, wann jene Zeit kommen wird“. — Seinem Verleger Heckenast schreibt er in einem Briefe, ihm sei jeder Krieg zwischen Menschen ein Scheusal. — „Die Einheit des Natur- und Vernunftgesetzes in einem höheren, sie verbindenden und in beiden sich offenbarenden Allgesetz gibt Stifter die Möglichkeit, das Grauen vor dem blinden Zufall und unerbittlichen Schicksal zu überwinden.“ — „So groß ist die Gewalt dieses Rechts- und Sittengesetzes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden ist, doch endlich alle Zeit siegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen ist.“ — Mit einem Dank an den Verfasser legt man das gedankentiefte Buch aus der Hand, im Wunsche, daß es viele Leser finden und das Interesse für Stifter, dessen „Studien“ mich schon als Kantonschüler fesselten, neu beleben möchte.

Eugen Curti.

Julian Apostata.

Joseph Bidez: Julian der Abtrünnige. Deutsche Übersetzung von H. Rinn. Verlag D. W. Callwey, München 1940.

Zu den klassischen Werken der Altertumswissenschaft der Spätantike gehört die Biographie Kaiser Julians (331—363, Kaiser von 361—363) des Genter Altmeisters Joseph Bidez, die er 1930 unter dem Titel „La vie de l'empereur Julien“ erscheinen ließ. Es war ein glücklicher Einfall, dieses schöne Buch, das bei aller soliden Gelehrtenarbeit durch seine prachtvoll plastische Darstellung für jeden gebildeten Leser geschrieben ist, in deutscher Übersetzung einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. F. Dölger gibt eine feinsinnige Einleitung, die Übersetzung wirkt ausdrucksvoll und liest sich — das ist ein hohes Lob — beinahe so

gut wie das französische Original, und der zuverlässige, von Frau Dr. Holl bearbeitete Anmerkungsapparat zeigt, wie gründlich und tief trotz aller Eleganz der Darstellung geschürft wurde. Dem Buch ist reichlich wertvolles Bildmaterial beigegeben; aus vielem sei auf das Sasanidische Felsendekmal mit dem toten, am Boden liegenden Julian hingewiesen.

Daß im Titel zu der Bezeichnung „der Abtrünnige“, Apostata gegriffen wurde, erinnert, wie der Kampf um die Beurteilung des Kaisers von seinen Lebenszeiten bis in die neueste Zeit getobt hat. Johannes Geffken, der uns 1914 ein auf der Höhe der damaligen wissenschaftlichen Forschung stehendes Buch schrieb, nannte seine Darstellung nur „Kaiser Julian“. Männer der Richtung des Kaisers nannten ihn bei Lebzeiten „den Großen“, in gewissen Kreisen wurde er so verehrt, daß man mit seiner Machtübernahme eine neue Zeitrechnung begann. Den Gegnern, beginnend mit Euseb dem Syrer und Gregor von Nazianz, war der Mann, der den griechischen Götterglauben neu beleben wollte und die galiläische Lehre bekämpfte, der Apostat, und der heftige Kampf Gregors wirkte mit Überzeugungskraft durch die Jahrhunderte. In der Beurteilung schieden sich die Geister: Voltaire sprach von ihm mit höchster Anerkennung, Gibbon danken wir eine glänzende Darstellung seiner zahlreichen Gaben, am Hofe Friedrichs des Großen rühmte man ihn; Chateaubriand hielt ihn für bedeutender als den Dheim, Constantine den Großen, in dem Julian den eigentlichen Apostata, den vom Götterglauben der Väter Abgefallenen sah.

Ob man von einem Fortwirken dieses starken, einzigartigen Geistes sprechen kann? In der meisterhaften Darstellung, die Bidez von dem Feldherrn und Staatsmann gibt, der leicht neben dem Denker und Religionspolitiker zu kurz kommt, von seinen Feldzügen in Gallien und Germanien, dem Sieg bei Straßburg, streift er für das politische Gebiet diese Frage. Julians Siege waren insofern nicht von Dauer, als unter Chlodwig die gallischen Provinzen dem Reich verloren gingen. Aber die Siege Julians im Norden hatten dem Zentrum und Süden des Landes Ruhe und die Möglichkeit ununterbrochener kultureller Entwicklung gegeben. Sie verhinderten die Germanisierung Galliens und führten dazu, daß die belgischen Provinzen ihre Sprachgrenzen behielten, „die ihnen im Austausch der Ideen eine besondere Mission zuweist“.

Nie wiederholt sich Geschichte in gleichen Formen. Julians Welt war zu seiner Zeit eine versinkende, ist für uns eine versunkene. Trotzdem mutet uns mancher Zug seiner Geschichtsphilosophie fast modern an. So seine Lehre von der Unveränderlichkeit der nationalen Typen und der die einzelnen Länder regierenden Götter. Bis in unsere Tage kämpft der Universalismus des ethischen Monotheismus gegen diese Gedankengänge und gewiß mit wechselndem Erfolg. Wenn der Kaiser, der den Tempel zu Jerusalem wieder ausbauen wollte, ein Vorläufer des Zionismus genannt wird, so war sein Plan eben die Form, in der die Antike sich die Durchführung eines Gedankens vorstellte, für den die Gegenwart andere Formen gefunden hat. Die Geschichte der Sozialarbeit möge prüfen, ob und wie weit eine allgemeine humanitäre, nicht auf den Kreis der Glaubensgemeinschaft beschränkte Wohlfahrtspflege, wie sie die moderne Zeit fordert, auf Julian zurückführt.

Julians Entwicklung ist ein Musterbeispiel für die Methode Sainte-Beuves. Er trägt deutlich erkennbar das Vätererbe in sich. Nachfahre serbischer, bäuerlicher Ahnen, ist er einfach in seiner Lebenshaltung, ausdauernd, zäh. Von ihnen, die Sonnenanbeter waren, hat er als Erbe den Kult des Helios übernommen, des Spenders von Tugend, Macht und Ruhm, seines himmlischen Vorbildes an Großmut und Gerechtigkeit. Hier liegen die Wurzeln, wenn er sich der Verehrung des Mithras zuwendet, der mit dem Sonnengott identifiziert die bedeutungsvollste Manifestation des höchsten Wesens darstellt. Enkel der syrischen Prinzessin Theodora zeigt Julian die begeisterungsfähige Erregbarkeit Asiens, die mystische Frömmigkeit, die ihn zu dem Hierophanten der Demeter in Eleusis führt und zu den Mysterien der neuplatonischen Schule zu Ephesus mit ihrer Mischung orientalischer und hellenistischer Lehren, die ihn auch an dem Kult der Kybele, der großen Mutter von Pessinus, teilnehmen läßt. Auf die mütterlichen griechischen Vorfahren mögen seine künstlerischen Neigungen zurückgehen, die, genährt durch das Studium der großen Dichter, seine Leidenschaft für Griechenland bis zur Trunkenheit steigerten, nament-

lich als er das Glück hatte, in Athen als Student zu weilen und alle Erinnerungen an Hellas' geistige Größe am Fuße der Akropolis auf sich wirken ließ.

Man hat oft die Frage erörtert, welche Einflüsse den jungen Prinzen, der im Christentum erzogen war, in seiner frühen Jugend auch einen gewissen Glaubenseifer zur Schau trug, zu seinem Abfall gebracht haben mögen, ohne jedoch eine wirkliche Lösung zu finden. Gewiß hat das Gemetzel, dem nach dem Tode Constantins ein Onkel Julians, mehrere Vettern, sein Vater und sein ältester Bruder zum Opfer fielen, während er selbst nur durch sein zartes Alter dem Tode entging, einen unauslöschlichen Eindruck auf den Knaben gemacht. Wie kamen die Gerüchte zum Schweigen, daß Constantius II. seine Hand bei dieser Ausrottung im Spiele hatte, und es ist so gewiß begreiflich, daß der heranwachsende Prinz an den Ernst der christlichen Lehre von der Liebe nicht zu glauben vermochte. Auch der Sektenkampf innerhalb der Kirche zwischen Arianern und Athanasianern, zwischen Valentinianern, Novatianern und Donatisten mit all der rücksichtslosen Schärfe, wie ihn etwa der Lehrer Julians, Bischof Georg von Kapadocien führte, hat sicher abstoßend gewirkt. Es ist die Zeit, von der Milton sagt, daß die ersten christlichen Jahrhunderte einen argen Rückschritt in den Sitten zeigen, gegen die großen Tage der Hellenen und Römer.

Das persönliche Erleben hatte sicher seine Wirkung. Aber die Zeit war überhaupt eine Zeit der Zweifel und der Widersprüche. Das Christentum wurzelte keineswegs bereits fest. Die Statue Constantins in der Nähe der Hagia Sophia trug den Nimbus mit den sieben mystischen Strahlen des Sonnengottes. Schwere geistige Krisen zeigten sich auch in den dem Christentum am meisten zuneigenden östlichen Provinzen des Reiches. Wie wenig das Christentum die Gemüter noch beherrschte, beweist nichts besser, als daß sich kein Gegenkaiser fand, der sich aus christlicher Gesinnung gegen den Apostaten wandte. Es war eine gärende Zeit immer erneuter Versuche, durch synkretistische Bildungen das menschliche Sehnen nach dem Überirdischen zu befriedigen. In diese Zeit war ein Mann gestellt, selbst voller Widersprüche, der bei den Jüngern des Jamblichos in der neuplatonischen Schule, bei ihren Mysterienpriestern und ihren Geheimkulten die Lösung der Rätsel zu finden glaubte, um die er sich ehrlich und rechtschaffen mühte. Es ist nicht die Erneuerung des Glaubens an die Homerischen Götter, die längst zu Allegorien geworden sind, trotz alles erneuerten Opferkults und des Wiederauflebens alter Hymnen und Gebete, sondern es ist ein Suchen nach beseligendem Gottschauern, nach übernatürlicher Erleuchtung, das der Mensch in Selbstzucht, aus eigener Kraft in ausdauernder geistiger Übung erreichen könne. Pythagoras, Aristoteles, Platon, Chryssippos und Zenon sollen die Lehrer sein über das Wesen der Götter und darüber, daß und wie ihre Vorsehung sich der Menschen annimmt. Dabei ist Julian von tiefer Ethik erfüllt. Liebe zu den Unterdrückten, Mäßigkeit, Menschlichkeit, vor allem aber treue Hingabe an das Reich, dessen Genius ihm in Traumgesichten den Weg weist, gilt ihm als sittliche Pflicht. Was er in Gallien als Cäsar, was er dem Reich in den kurzen Jahren seines Kaisertums geleistet hat, seine organisatorischen Maßnahmen, die Einrichtungen für den Staatsschatz, für das Heer, das Postwesen, vor allem für eine gerechte und schnelle Justiz, ist bewundernswert.

Er hat auch den Perserfeldzug, in dem er am 16. Juni 363 kämpfend bei seiner Truppe einen ruhmvollen Tod fand, gründlich vorbereitet. Eine Lanze, von unbekannter Hand geschleudert, brachte dem erst Zweiunddreißigjährigen das vorzeitige Ende. Ob er vor seinem Tode den Ruf ausgestoßen hat: „Helios, Du hast mich verlassen“ oder ob es sich dabei um eine ähnliche Legende handelt wie bei dem „Du hast gesiegt, Galiläer“, bleibt zweifelhaft. Er war weder ein weltfremder Träumer, noch ein Romantiker auf dem Thron. Wer das schöne Buch von Bidez, das bis zum letzten Satz fesselt, gelesen hat, wird gut begreifen, daß man diesem Manne mit einer schlagwortartigen Charakteristik nicht gerecht wird; er war in einer äußerst wild bewegten Zeit voller geistiger Stürme, trotz seiner Fehler, eine Persönlichkeit von seltener Größe und von ungewöhnlicher Reinheit des Willens und der Tat.

H. R.

Christoph Kolumbus.

Christoph Kolumbus: Bordbuch mit 5 Kunstdruck-Tafeln, 8 Textabbildungen und einer Karte. Verlag Rascher, Zürich und Leipzig. 1941.

Anfangs Januar 1492 wurden auf den Türmen der Alhambra die Standarten der „Reyes“ (spanische Könige) aufgezogen. Das bedeutete den Endsieg über die Mohammedaner, die Jahrhundertlang den Süden der Pyrenäenhalbinsel beherrscht hatten.

Im gleichen Monat erwogen Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien „als Freunde und Verbreiter des christlichen Glaubens, mich, Christoph Kolumbus, nach den Gegenden I n d i e n s zu entsenden, um jene Fürsten, Völker und Orte aufzusuchen und die Möglichkeiten zu erwägen, wie man sie zu unserem Glauben bekehren könne“, schreibt der Entdecker in einem „Vorbericht“ des Bordbuches.

„So wurde mir der Auftrag zuteil“, fährt Kolumbus fort, „mich nicht auf dem Landweg, wie es bisher üblich gewesen, nach dem Fernen Osten aufzumachen, sondern in westlicher Richtung aufzubrechen, also auf einem Wege, den nach unserem Wissen bis auf den heutigen Tag noch niemand befahren hatte.“

Nachdem die „Reyes“ den maurischen Krieg beendet und das Geld für die westliche Expedition durch italienische Geldleute zusammengebracht war, wurde Kolumbus befohlen, „mit einer hinlänglich starken Armada nach den Gestaden Indiens in See zu stechen“.

Der Grund, weshalb das Unternehmen spanischerseits auf Schwierigkeiten stieß, lag in den Vollmachten und Titeln, die Kolumbus für sich und seine Nachkommen beanspruchte.

Ferdinand und Isabella ließen dem Fremdling ihre volle Gunst angedeihen, „indem sie mir den Adelsrang und das Recht, mich künftighin als „Don“ zu bezeichnen, verliehen. Mich ferner zum Großadmiral des ozeanischen Meeres, Vizekönig und ständigen Gouverneur aller Inseln und des Festlandes, die ich entdecken und erobern würde, erhoben.“ (Vorbericht.)

Am 12. Mai fuhr Kolumbus nach Palos (Golf von Cadix), „allwo ich drei für dieses Unternehmen sehr geeignete Schiffe rüstete“. Die Einwohner von Palos waren als verwegene Seeleute und kühne Piraten bekannt. Zwei von den drei gecharterten Fahrzeugen, die „Pinta“ und „Niña“, standen unter dem Befehl der Reederfamilie Pinzon. Kolumbus bestieg als „oberster Kapitän“ die „Santa Maria“. Am 3. August verließ er Palos und nahm Kurs auf die sich in spanischem Besitz befindenden „Kanarischen Inseln“.

Den 6. September „kann man als den Tag den Beginns des Unternehmens und der Reise über den Ozean ansehen“.

Um die „Reyes“ über die denkwürdige Fahrt zu orientieren, hat sich der Gemuese „vorgenommen, Tag um Tag auf das gewissenhafteste alles, was ich auf dieser Reise tun oder sehen werde, und jeden Vorfall niederzuschreiben“. Die Zeichnung einer neuen Seekarte und ein Buch werden in Aussicht genommen.

„Um dies vollbringen zu können, wird es unbedingt nötig sein, daß ich den Schlaf vergesse und meine ganze Aufmerksamkeit der Navigation zuwende; denn nur so wird es mir möglich sein, meine Aufgabe zu erfüllen.“

Das Original des „Bordbuches“ ist verloren gegangen. Die Veröffentlichung einer Abschrift besorgte anlässlich der 500 Jahr-Feier der Entdeckung Amerikas Cesare de Tollis. Der Übersetzer des Bordbuches, Dr. Anton Zahorsky, folgte dieser Herausgabe.

Außer dem Bordbuch verfaßte Kolumbus kürzere Reiseberichte für das Königs-paar; der Bericht an den Chef des Finanzamtes, Luis de Santangel, ist nebst „angeblichen Toscanelli-Briefen“ der Herausgabe beigelegt. Eine klare, gut dokumentierte Einleitung von Rinaldo Caddeo gibt einen Überblick über das Zeitalter und die Gedankengänge des Kolumbus. Die Streitfragen über seine Herkunft, Betätigung, Reisen und Studien werden in überzeugender Weise beantwortet.

Über die große Tat des Entdeckers, seine westliche Ozeanfahrt, die er unter ungeheuren Schwierigkeiten, mit primitiven Schiffen, durchführte, gibt das Bordbuch eine Reihe anschaulicher Bilder.

Die Aufzeichnungen kennzeichnen den erfahrenen Seemann. Wissenschaftliche Studien und gründliche Vorbereitung bilden die Voraussetzungen zu seinem Erfolg. Im Gegensatz zur herrschenden Auffassung vom tollkühnen Draufgänger, erscheint Kolumbus als sorgfältiger, seiner schweren Verantwortung bewußter Leiter der Expedition. Intuitives Fühlen verbindet sich mit Scharfsinn, Ausdauer und Kühnheit. Der Genuese blickt auf eine lange Praxis zurück „dreiundzwanzig Jahre hindurch habe ich das Meer befahren . . . und habe so den ganzen Osten und Westen kennen gelernt“.

Die ungeduldigen Matrosen, die sich über die lange Reise ins Unbekannte beklagten, ermuntert er auszuhalten; zugleich aber gibt er seinen unerschütterlichen Willen kund, „nach Indien zu gelangen und die Reise solange fortzusetzen, bis ich mit Gottes Hilfe dahin gelangt sein werde“.

Das Bordbuch führt durch alle Höhen und Tiefen dieser einzigartigen Fahrt, die Indien mit seinen Gewürzen und Perlen und den fernen Osten mit seinen Reichtümern an Gold und Edelsteinen zum Ziel hatte. Über eine Brücke von „Ozean-Inseln“ wollte Kolumbus neue Handelswege für Spanien finden, die den portugiesischen Entdeckungen ebenbürtig sein sollten.

Nach bitteren Enttäuschungen zeigten sich die Anzeichen nahen Landes: Vögel, Pflanzen, der Ast eines Dornbusches, der rote Früchte trug. Diese Vorboten versetzten alle in gehobene, freudige Stimmung.

Am 12. Oktober 1492 erspähte der Matrose Rodrigo da Triana Land und erhielt den Preis: Eine seidene Jacke und ein Ruhegehalt von 10 000 Maravedis.

Kolumbus „entfaltete die königliche Flagge auf Guanahani (San Salvador), während die beiden Schiffskapitäne (der Pinta und Niña) zwei Fahnen mit einem grünen Kreuz im Felde schwangen, welche die mit einer Krone verzierten Buchstaben F (Ferdinand) und I (Isabella) trugen“.

Den scheuen, friedlichen Einwohnern werden Glasperlen, Glocken, bunte Bänder verabreicht, „was sie alles mit Freude annahmen, als wären es lauter Dinge von großem Werte“.

Die westindischen Inseln (Große und Kleine Antillen und Bahama-Gruppe) beurteilt der Seefahrer als die „fruchtbarsten und in klimatischer Hinsicht gemäßigten Länder der Erde“.

Anlässlich der Entdeckung der Insel Kuba findet sich folgender Eintrag im Bordbuch: „Ich habe keinen schöneren Ort je gesehen. Die beiderseitigen Flußufer waren von blühenden, grünumrankten Bäumen eingesäumt, die ganz anders ausfahen als die heimatischen Bäume. Sie waren von Blumen und Früchten der verschiedensten Art behangen, zwischen denen zahllose, gar kleine Vögelchen ihr süßes Gezwitscher vernehmen ließen. Es gab da eine Unmenge Palmen, die einer andern Gattung angehörten als jene von Guinea und Spanien“.

Die Suche nach Gold und Perlen treibt den Forscher von Insel zu Insel, „alles, was sich meinem Blicke bot, war so herrlich anzusehen, daß ich des Bewunderns nicht müde wurde“. Baumwolle und eine „besondere Kornfrucht, mahiz“ (Mais) werden in die künftigen Handelsunternehmungen einbezogen. Die Spanier berichten von Eingeborenen, die „bestimmte Kräuter (Tabak) und einen Feuerbrand in Händen hielten, um sich zu beräuchern“. Im übrigen sind „diese Leute wenig kriegerisch und kennen keine Arglist“.

Kolumbus hat es sehr schwer, die Disziplin aufrecht zu halten. Seine Aufzeichnungen berichten von der Fahnenflucht des Alonso Pinzon, der die „Pinta“ kommandierte und auf eigene Faust auf die Goldsuche fuhr.

Neben wissenschaftlichen und wirtschaftlich-wertvollen Aufschlüssen geistert der Aberglaube damaliger Zeit durch das Buch.

Um die Majestäten für West-Indien zu interessieren, vergleicht Kolumbus die Inseln mit dem fruchtbaren Andalusien; er tauft Haiti „La Española“, weil ihn die „lieblichen Ebenen an Kastilien erinnern, sie aber in den Schatten stellen“. Indianer, Mastix (Harz) und Aloeholz werden an Bord genommen. Aber das Hauptziel ist und bleibt das Gold, das zunächst auf dem Tauschweg gegen wertlose Dinge den Indianern abgenommen wird.

Auf der dramatisch geschilderten Rückfahrt bei Sturm und rollender See zeigte sich Kolumbus allen Gefahren gewachsen. Denkwürdig ist seine Unterredung mit König Johann II. von Portugal, an dessen Küste er Schutz vor dem Sturm suchte.

Mit der Rückkehr nach Palos am 15. März 1493 schließt das Bordbuch, das zu lesen ein Genuß und ein Gewinn ist. Der Verlag Rascher hat das Werk mit Bildern, Skizzen und einer Karte sinnvoll ausgestattet.

R o j a S c h u d e l = B e n z .

Zwingli.

Zwingli, Hauptschriften, bearbeitet von Professor Dr. Fritz Blanke, Professor Dr. Oskar Farner, Pfarrer Dr. Rudolf Pfister. Der Prediger, II. Teil, und Zwingli, der Theologe, I. Teil. Zwingli-Verlag, Zürich 1941.

Rasch ist dem ersten Band dieser Volksausgabe (siehe Schweizer Monatshefte September 1941, Seite 318 f.) der zweite gefolgt, der vier Predigten enthält, 1. vom Jahr 1525 über den Krieg, 2. und 3. anlässlich des Berner Religionsgesprächs von 1528 und 4. bei der Zusammenkunft mit den deutschen Reformatoren in Marburg, 1529.

Mit jeder dieser Predigten hat es seine besondere Bewandtnis. Keiner von ihnen liegt ein Manuskript zu Grunde, an das sich Zwingli beim Vortrag gehalten hätte, er pflegte seine Predigten nicht zu schreiben.

Die „Kriegspredigt“ ist erst neuerdings durch einen Brief bekannt geworden, in dem sie ein uns unbekannter Eidgenosse seinem Freund gegenüber zusammenfaßt. Darin wendet sich Zwingli gegen die fremden Kriegsdienste, wobei er dem Herzog Ulrich von Württemberg eine außergewöhnliche Stellung einräumt, sich aber gegen den Vorwurf verwahrt, als verleugne er seinetwegen die eigenen Grundsätze. Offenbar hat die ernste Warnung Zwinglis vor fremdem Kriegsdienst die lebhafteste Zustimmung des aufmerksamen Zuhörers gefunden.

Wie diese Verkündigung Zwinglis, die an die französische Niederlage bei Pavia anknüpfte, die auch die Eidgenossen in Mitleidenschaft zog, so sind auch die spätern Predigten Gelegenheitsworte. In Bern lag es Zwingli daran, Freunden und Gegnern seine Rechtgläubigkeit darzutun, weshalb er das apostolische Glaubensbekenntnis auslegte, da kurz, wo kein Widerspruch zu fürchten war, aber sehr ausführlich, wo die Umstände es erforderten, zum Beispiel beim Abendmahl. In der Ermahnung zur Standhaftigkeit geht es darum, die Ergebnisse der für Bern entscheidenden Disputation zu festem Glauben und standhaftem Leben fruchtbar zu machen.

Es war ein großer Augenblick, als Zwingli berufen ward, wie die andern Hauptreformatoren eines Morgens im Beisein des Landgrafen Philipp von Hessen, Luthers, Melanchthons, Dekolampads und anderer berühmter Männer zu predigen. Er sprach über die Vorkehrung Gottes. Auf den dringenden Wunsch des Landgrafen arbeitete Zwingli später die ausgesprochenen Gedanken in einer eigenen Abhandlung lateinisch aus, die ohne Säumen von Leo Jud ins Deutsche übertragen wurde. Diese Übersetzung liegt in dem hier besprochenen Bande vor. Alles kommt von Gott; auch das Böse ist in den göttlichen Weltplan eingeschlossen, weil es sich schließlich auch in die letzten Heilsabsichten Gottes einordnen muß. Merkwürdig fließen in dieser Schrift die beiden großen geistigen Quellen, aus denen Zwingli schöpfte, zusammen, die Heilige Schrift und die Antike; es dürfte die am meisten philosophische und gelehrteste Abhandlung Zwinglis sein, die aber durch die vielen Beispiele aus der Bibel auch weiteren Kreisen verständlich wird.

Der dritte erschienene Band der Volksausgabe von Zwinglis Hauptschriften enthält den ersten Teil des „de vera et falsa religione commentarius“ vom März 1525. Das Original ist lateinisch; nachdem schon zu Lebzeiten Zwinglis Leo Jud und vor bald 25 Jahren Walthar Köhler verkürzte Übersetzungen geboten haben, liegt hier die erste vollständige Übertragung in die deutsche Sprache vor und zwar, von trefflichen Anmerkungen begleitet, aus der Feder des Zürcher Kirchenhistorikers Dr. Fritz Blanke.

Wir haben also hier nicht einen Text im Deutsch des sechzehnten Jahrhunderts vor uns, wie in den beiden vorangegangenen Bänden, sondern in dem der

Gegenwart. Das mag für manche Leser eine Erleichterung sein, zumal die Übersetzung sehr gut ist; sie ist aber gleichzeitig so getreu, daß der Kenner des Lateinischen gleichsam durch den deutschen Wortlaut hindurch an den lateinischen denkt.

Der Reformator legt hier ausführlich die Glaubenslehre dar, wobei er, durch die Verhältnisse genötigt, fortwährend auf die katholische Lehre Bezug nehmen muß. Dabei ist bei Zwingli selbstverständlich, daß er sich stets auf die Heilige Schrift beruft. Der Schriftbeweis ist so eingehend, daß sich manche Abschnitte ausweiten zu Erklärungen wichtiger Bibelstellen.

Die Veranlassung zu der Schrift beruht auf einer Irreführung. Fremde hatten, gutgläubig, Zwingli mitgeteilt, der französische König Franz I. neige zum evangelischen Glauben, was nicht zuträfe. Diese Meinung und die Bitten von Gesinnungsgenossen in Frankreich und auch Italien an Zwingli, den evangelischen Glauben zusammenfassend darzustellen, trieben ihn, in erstaunlich kurzer Zeit, Tag und Nacht arbeitend, das Werk zustandezubringen. Das war auch der Grund, weshalb er lateinisch schrieb. Mit einer Widmung an König Franz versehen, ging das Buch aus der Froschauerischen Offizin hervor. Wir sind dem Verlag und dem Übersetzer dankbar, daß sie uns hier die erste Hälfte nahegebracht haben.

Arnold Zimmernann.

Neue Bücher über Graubünden.

50 Jahre Rhätische Bahn. Festschrift 1889—1939. Buchdruckerei Davos AG., Davos-Platz 1939.

Diese Festschrift ist wahrhaft nicht nur Reisepropaganda. Was die Jubilarin, die Rhätische Bahn, geleistet hat allein für die Bewohner der durch so hohe Bergwälle von einander getrennten Talchaften, war eine Kulturtat ohnegleichen: aus dem Land der endlosen Paßstraßen in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Land der stolzeften Bergbahnen zu machen! Wer den Genuß einer Fahrt auf der Stammelinie Landquart-Davos erlebt hat oder sich gar noch ein gutes Stück weiter hat tragen lassen durch die großartigen Albulaschluchten ins tannendunkle Unterengadin, kann beurteilen, was das bedeutet. Die Menschen den Menschen näher zu bringen in dieser Gebirgswelt, die jedem Verkehrswerk beständig Gefahr droht, das ist die Leistung dieses Bahnbaus, ist das Werk bewunderungswürdiger Weitsicht und Tatkraft, bewunderungswürdiger Fähigkeit auch, die gestellten gewaltigen Aufgaben zu meistern. Da waren Männer am Werk, „die sich füglich den geschichtlichen Persönlichkeiten des Freistaates der drei Bünde würdig an die Seite stellen lassen dürfen“, wie das Geleitwort des Direktors der Rhätischen Bahn, Dr. Erhard Branger, sie treffend kennzeichnet.

Anlage und Ausführung der Schrift erinnern an jene alten Bündner Herrenhäuser, die nach außen so schlicht, im Innern aber umso gediegener und reicher ausgestattet sind. In den verschiedenen Abschnitten, denen aktenmäßige Sachdarstellung zur Pflicht gemacht war, werden die Geschichte des einstigen Paßverkehrs, der Kampf um die ersten Linien, dann Baugeschichte und Betrieb wünschbar vielseitig geschildert. Tabellen und Lichtbilder von den berühmtesten Linien, Bauten und von Verkehrsszenen vervollständigen die inhaltreiche Festschrift, welche die Jubilarin sicherlich verdient hat.

Hans Jenny: Alter Bündner Bauweise und Volkskunst. Verlag Bischofberger & Co., Chur 1940.

Der Rhätischen Bahn dankbar zu sein, haben die Bündner Dörfer alle Ursache, denen Hans Jenny, der langjährige Zeichenlehrer an der Churer Kantonschule, seine längst bekannte und geschätzte Schrift gewidmet hat, die nun in neuer Auflage erschienen ist. Mit Wort und Bild, besonders mit seinen Bildern, nicht nur schnell abgeknipsten Aufnahmen, bei denen die gute Linse das meiste tut, setzt sich hier Prof. Jenny für das herrliche alte Gut bündnerischer volkstümlicher Bau- und Handwerkskunst ein. Es ist ein reicher Schatz äußerst sorgfältiger Zeichnungen und Aquarelle, die all das Schönheitschaffen meist unbekannter, aber begnadeter Künstler aus dem Volk eingefangen, weitergegeben und gar oft vor dem Untergang bewahrt haben. Dem feinfühligem Auge und der geschickt nachgestaltenden Hand des glücklichen Entdeckers, Vermittlers und Bewahrers kann man

nicht dankbar genug sein für ihre Hingabe und ihren Eifer. Daß er auch dem alten Handwerk seine Aufmerksamkeit geschenkt, der Schnitzerei (die in Bünden ja häufig Liebhaberarbeit ist), der Truhenmalerei, der Kunstschlosserei und der Grabmalerei, verdient hervorgehoben zu werden. Aus dieser Fundgrube schöpft das Handwerk unserer Tage erfahrungsgemäß wertvolle Anregung. Das schöne, köstliche Heimatbuch Hans Jennys sollte als eigentliches Lehrmittel in unseren Gewerbeschulen Eingang finden, wenn das nicht etwa schon geschehen ist.

G. Vener: Altes Churer Bilderbuch. Einleitung von Stadtpräsident Dr. G. R. Mohr. Verlag Bischofberger & Co., Chur 1941.

Ein Heimatbuch im edelsten Sinne des Wortes ist auch die prächtige Schrift des bekannten einstigen Leiters der Rhätischen Bahn, Ing. G. Vener. Wer kannte Graubünden, Land- und Ortschaften, aus eigener geheimer Anschauung bis in jedes Tobel und in jeden Winkel so genau wie der Verfasser, der kürzlich in seinem ebenso kundigen wie geistvollen Heimatgeographiebuch „Benzin- und Lippenstiftfreie Wanderungen durch Graubünden“ (Verlag Bischofberger, Chur 1942) sich allen Wanderlustigen als „Sportslehrer für das stille Wandern und Genießen“ zur Verfügung gestellt hat. Und wer möchte bei diesem Lehrer nicht in die Schule gehen?

Erst recht jedoch, wenn er uns durch seine Vaterstadt führt und, wie in dem erstgenannten Buch, mit ihrer Geschichte und der Entwicklung ihrer bildlichen Darstellung vertraut macht! Da ist kein bloß begeistertes oder gar schönrednerisches Eigenlob zu erwarten, beileibe nicht, sondern es wird ein angeregter geschichtlicher, besonders auch lokalgeschichtlicher Spaziergang um und durch die alte rätsische Hauptstadt. 31 Bilder von Chur werden geboten, eine strenge Auswahl des zuverlässigsten älteren und ältesten Materials. Fesselnde Bilder der Stadt gibt aber auch der Text, der gottlob nicht nur historischen Aftenstaub aufwirbelt, sondern in erfrischend selbständiger Weise Bau- und Kulturgeschichte der Stadt darlegt, indem er die topographischen Darstellungen der verschiedenen Jahrhunderte kritisch durchgeht. Es ist höchst reizvoll, dem Verfasser auf diesem Gang durch die heimatliche Historie zu folgen, den er durch zahlreiche interessante Anekdoten und eigene Erinnerungen immer aus dem Vollen schöpfend zu würzen weiß. Und diese Würze ist hier nicht bloß Gaumentzikel, sondern eindruckvolle Unterweisung. Die Schrift wird ein Dokument von persönlichem und heimatgeschichtlichem Wert ganz eigener Prägung bleiben. Die Ausstattung in Druck und Bildbeigaben ist musterhaft geschmackvoll.

Notker Curti: Im Bündner Oberland. Land und Leute der Cadi. Verlag Häber, Luzern 1940.

Die ausgezeichnete, für ihre Zeit (1861) bedeutende Schrift über das Bündner Oberland von Theobald, dem Forscher der klassischen „Naturbilder aus den rätsischen Alpen“, ist leider nicht neu aufgelegt worden, und so greift man gerne zu diesem handlichen und gefällig ausgestatteten Buch von Vater Notker Curti, dem Schöpfer und Betreuer des eigenartigen Disentiser Klostermuseums.

Sie hat wohl ihren ganz besondern Charakter, nach Land und Leuten, die Cadi, die große Talgemeinde da oben am „jungen Rhein“ und darf mit Zug für sich betrachtet und gewürdigt werden. Und P. Curti kennt sein Tal und dessen Bewohner und gibt in seiner Schrift eine lebensvolle Kennzeichnung des Oberlandes und seiner Bevölkerung. In abwechslungsreichen Kapiteln schildert er ihr Besonderes: die Landsgemeinden, die Knabenschaften, Haus und Hausrat, Kunst und Handwerk, Arbeit von Bauer und Bäuerin, Feste und Volkskunde (ungemein reich sind die Oberländer Romanen an treffenden Sprichwörtern), Naturereignisse und hervorragende Männer der Talschaft, alles in kurzen Zügen und anschaulicher Darstellung. Eine ansehnliche Zahl ausgezeichnete charakteristischer Lichtbilder schmückt den hübschen Band.

Richard Weiß: Das Alpweesen Graubündens. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich 1941.

Ein wichtiges Sondergebiet behandelt Privatdozent Dr. Richard Weiß hier in einem groß angelegten Werk. Da das vorzügliche einschlägige Buch von Stebler,

„Schweizerische Alpwirtschaft“, vergriffen ist, kommt dem Kenner oder Liebhaber unsrer Alpwirtschaft das neue von Richard Weiß gelegen. Es ist freilich nicht von einem Landwirtschaftler, sondern von einem Volkskundler verfaßt, darum auch weniger praktisch belehrend (wie das Steblerische) als wissenschaftlich feststellend. Mit äußerster Gründlichkeit verbreitet es sich über alle Zweige der Alpwirtschaft in Graubünden, beschlägt Wirtschaft, Sachkultur, Recht, Alplerarbeit und Alplerleben. Besondere Aufmerksamkeit werden die Kapitel über Rechts- und Eigentumsverhältnisse der bündnerischen Alpen und vor allem andern der Abschnitt über „das Wissen der Alpler um Witterung, Tiere und Pflanzen“ finden. Möchte uns der Fleiß des Verfassers nun auch das neue Werk über die gesamte schweizerische Alpwirtschaft bescheren, nach dem wir schon lange Ausschau halten!

Arnold Büchli.

Ein literarischer Fund.

Im Januar/Februarheft 1942 ist auf S. 581 das Buch *Altschweizerische Sprüche und Schwänke* besprochen worden. Damals war der Verfasser dieser alten Handschrift noch nicht bekannt. Der Verlag Huber & Co. macht uns darauf aufmerksam, daß der Verfasser inzwischen einwandfrei festgestellt wurde. Es handelt sich um den Zürcher Hans Heinrich Brennwald, 1620—1692, der von 1643 an Pfarrer in Henau-Niederglatt war.

Redaktion der „Schweizer Monatshefte“.

Die Balladik.

Paul Lang: Die Balladik. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1942.

Es ist ein hohes Verdienst Paul Langs, in unsern Schulen den Sinn für die Ballade neu zu wecken und zu stärken. Die nicht sehr umfangreiche und bisher recht unergiebigere Literatur über die Ballade erfährt durch seine eben erschienene „Balladik“ eine notwendige und wertvolle Bereicherung. Mit seiner Darstellung der Dichtungsgattung der Ballade liefert er dem Lehrer ein Handbuch, wie man es sich schöner und anregender kaum denken könnte. Auf etwas über achtzig Seiten faßt er in klarer, überzeugender Formulierung alles Wesentliche zusammen, was er nach jahrelanger Vertiefung in die Balladenliteratur über diese vorzutragen hat.

Den Hauptteil seines Buches hat Paul Lang der Geschichte der Ballade eingeräumt. Die deutsche Balladendichtung wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die Sammlung englischer und schottischer Volkslieder „Reliques of Ancient Poetry“ des irischen Bischofs Percy entscheidend und nachhaltig befruchtet. Von Percys Werk wurde vor allen andern der junge Dichter Hölty ergriffen. Die irischen Balladen gaben ihm die Anregung zu zwei längeren erzählenden Gedichten, die, im Göttinger Hainbund vorgelesen, seinen Namen mit einem Schlage bekannt machten. Hölty's Erfolg spornte Gottfried August Bürger zur Entfaltung all seiner Kräfte an. In einem Zuge schrieb er die „Lenore“, die noch heute wie am ersten Tage zu ergreifen vermag, während Hölty's Balladen vergessen und vermodert sind. Erst seit der „Lenore“ ist die Ballade eine Gattung der deutschen Literatur. An dieser Gattung bauten mit unverwekfbaren Beiträgen Goethe und Schiller weiter. An der romantischen Ballade beteiligten sich Clemens Brentano, Josef von Eichendorff, Justinus Kerner, Eduard Mörike und Ludwig Uhland. Eine besondere Spätblüte der Romantik bildet die „Gespensterballade“ der Annette von Droste-Hülshoff. Die heldische Ballade um die Mitte des 19. Jahrhunderts vertreten mit seither nicht mehr erreichter dichterischer Kraft Moritz Graf Strachwitz und Theodor Fontane. Und um die Jahrhundertwende wurde die Ballade durch Detlev von Liliencron, Börries Freiherr von Münchhausen, Lulu von Strauß und Torney und Agnes Miegel zu neuer Blüte gebracht.

Auch der Beitrag der Schweiz darf sich sehen lassen. Obwohl unsere Dichtung schon an der Volksballade des Spätmittelalters geziemenden Anteil hatte, liegt ihre bedeutame Leistung doch erst im 19. Jahrhundert. Sie beginnt mit Jakob Johann Romangs Mundartballade „Der Friesenweg“, erlebt in Gottfried

Kellers „Schlafwandel“ und Conrad Ferdinand Meyers „Die Füße im Feuer“ ihre Höhepunkte und wurde durch Carl Spitteler mehr oder weniger glücklich fortgesetzt. Unter den lebenden Schweizer Dichtern finden den würdigen Balladenton der Berner Hans Rhytt und der Nargauer Arnold Bächli. Anfänge einer schweizerischen Mundartballade des 20. Jahrhunderts zeichnen sich im Werk des zu früh verstorbenen Nargauers Paul Haller und des Baselbieters Traugott Meyer ab.

Im zweiten Teil seines Buches gibt Paul Lang in knappen, vielleicht etwas allzu knappen Strichen eine Ästhetik der Ballade. Er setzt sich mit Streitfragen über die Definition dieser Dichtungsgattung auseinander und schließt den Abschnitt mit einer Übersicht über die verschiedenen Formen der Balladik. Der letzte Teil der außerordentlich lehrreichen Betrachtung ist der Behandlung der Ballade im Deutschunterricht gewidmet. Lang wartet den Lehrkräften unserer Mittelschulen aus gründlicher Erfahrung mit Ratschlägen auf, die, richtig befolgt, zu einer herz- und geistbewegenden Auswertung des fast unerschöpflichen Vorrates der Balladendichtung führen werden.

Gleichzeitig mit seiner „Balladik“ legt Paul Lang die zweite Auflage seines 1939 erstmals erschienenen Balladenbuches für Schweizer Schulen vor. (Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1942.) Aus der notwendig gewordenen Neuauflage darf der Schluß gezogen werden, daß eine große Zahl von Schulen die gebotene Gelegenheit freudig benützen, die Ballade stärker zu pflegen und insbesondere auch die schweizerische Ballade zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Langs umsichtig zusammengestellte Anthologie, die unter Zuhilfenahme seiner „Balladik“ mit erhöhtem Gewinn genossen werden kann, darf, verglichen mit andern Werken dieser Art, als vorbildlich bezeichnet werden. Während keine der großen Meistererschöpfungen von Bürger bis herauf zu Conrad Ferdinand Meyer fehlt, ist manche Ballade, die uns heute wenig mehr zu sagen hat, aus dem ewigen Vorrat dieser Dichtungsgattung ausgeschieden worden. Das Wertvolle und Neue des Balladenbuches für unsere Schulen besteht jedoch vor allem in der gebührenden Heranziehung der schweizerischen Leistung auf dem Gebiete der Balladik. Ein rundes Drittel der im Bande vereinigten Balladen ist schweizerischer Prägung, und darunter finden wir Schöpfungen, wie Meyers „Die Füße im Feuer“, Kellers „Schlafwandel“ und Stichelbergers „Der Morgen von St. Jakob“, die Goethes, Schillers und Fontanes Nachbarschaft ohne die leiseste Erschütterung ertragen. Dieser bedeutsame Beitrag gibt uns das gute Recht, von einer eigentlichen Balladendichtung der Schweiz zu sprechen. Paul Langs Anthologie wird innerhalb des Deutsch- und Geschichtsunterrichts unserer Schulen zweifellos ihre ästhetische und sittliche Aufgabe verwirklichen. Die Ballade ist ebenbürtig der Lyrik und Epik. Sie ist die eigentliche Dichtungsgattung der Schule; denn aus äußern wie aus innern Gründen ist es den Bildungsanstalten möglich, sie mit besserer Wirkung als jede andere zu pflegen.

Otto Zinniker.

Freundeswort.

Max Röhner: „Freundeswort“. Atlantis-Verlag Zürich-Berlin 1941.

Diese Gedichte eines Mannes, der den Schweizer Zeitungslesern kein Fremder ist, sind nicht ein hingewühltes Erzeugnis jugendlich bunter und wirrer Dränge, sondern die reife, wohlervogene Gabe eines Menschen auf der Höhe des Alters, der sehr bewußt, sehr klug geworden ist und das keineswegs zu verleugnen willens ist. Wer Lyrik allein an den ungeschiedenen wogenden Zauberklängen Eichendorffs oder an der süßen Sehnsuchtsherbe des „Wunderhorns“ zu messen entschlossen ist, der lasse dies Buch besser aus der Hand. Es ist nur für die, welche an einen Rückweg des Geistes in die Sinnenfülle glauben — oder besser an seinen vorwärts führenden Weg, der jene Fülle nicht zerstört, sondern aufgeschlossen, durchhellert und damit bereichert ihr selbst wiederschenkt. Jawohl, hier ist vieles sogar sehr hochgezüchtet, sehr gearbeitet, sehr kultiviert, sehr kunstvoll — aber ist dies verboten? Die Frage ist lediglich, ob ein großer Grundklang durch alles hindurchtönt und es trägt, ob das hundertfache Sichbrechen und Schillern der Farbe doch auch als das eine flutende Licht wahrgenommen und bewußt wird. Man muß zugeben, daß das nicht durchwegs genug der Fall ist. Es sind Stücke in diesem Band, welche so lückenlos besetzt sind mit den blitzenden Kostbarkeiten geistvoller Einfälle, blendender

Formulierungen, geschliffener Sprachgestalten — wo alles sich in allem spiegelt —, daß stellenweise der einhüllende Zusammenhang nach Idee und Stimmung darüber aus den Augen verloren zu gehen droht. Die Pointen folgen sich dann so atemlos, daß sie sich gegenseitig bedrängen, daß wir den großen Atem des Gedichts selbst nicht mehr genug hindurchfühlen. Und dieses scheint dann nur noch ein-, nicht mehr auszuatmen. Wir juchen instinktiv nach den Wellentälern, nach dem lösenden Berwällen des Gedankens im bloß Aus- und Mitschwingenden, das nur noch Gebärde ist.

Allerdings liegt ein Teil dieses Eindrucks auch daran, daß man die Technik des Genießens dieser erlebten Gerichte sich erst erlernen muß. Wer alle ihre Feinheiten mit langamer Ehrfurcht auf der Zunge zergehen läßt — wer sehr langsam liest, nur wenig auf einmal — der lockt den Atemraum, das tief und einheitlich Bewegte, das Versunkene, kurz das eigentlich Poetische in fast allen dieser sehr stark geformten Gedichte hervor. Erst dann auch treten die oft geradezu herrlichen Einzelverse in ihr richtiges Leuchten.

Das alles heißt aber nicht, wir würden hier nicht auch immer wieder von einem großen, umschließenden, mitreisenden Zug einfach überwältigt. Es gibt da Stücke, wo der Grund des Seins wie ein Orgelklang in den Einzeltönen voll und rauschend mitklingt, ohne daß diese darin verschwimmen und die feinziselierte geistige Deutung davon weggeschwemmt würde. Wir denken hier besonders an einige der hymnischen Gedichte, wie etwa „Nacht, Spenderin“ oder „Nacht am See“. Solche Töne, die, aus verlässlicher Tiefe dringend, wirklich schweben, schwellen und tragen, zeigen neben poetischer Kraft eine dafür unerlässliche Vorbedingung an: daß hier ein Mensch gelebt hat, daß er Glück und Unglück annahm und ihnen Stand hielt — daß er nicht in hohler Eitelkeit und literatenhafter Anempfinderei, oder in Angst und Qual das Leben sich durch die leeren Hände rinnen ließ und immer nur daneben blieb.

Das ist wesentlich; es gibt erst Gegengewicht und Bedeutungsfülle für die Art, die wir doch als die eigentliche Meisterschaft Rychners empfinden: Gedichte, in denen das Geistige frei auf der eigenen Spur einhertritt — wo es nicht lauscht und sich hingibt, sondern allen Mutwillen und alle Melancholie seines Spieles sich gestattet und auf sich nimmt, um erst durch dies kühle Eigenleben hindurch Blut und Schwere der Tiefe mit sicherer Anmut anzurühren. Im letzten Grunde ist Rychner nicht ein Romantiker, nicht ein vom schlechten Gewissen umtriebener Verbannter aus verlorenen Paradiesen. Das bloß Unmittelbare, der reine Naturlaut sind ihm verdächtig. Inmitten des verstummen machenden Schauspiels, das ein Alpengipfel entrollt, ergreift ihn eine völlig Hegel'sche Stimmung:

„O Sprache! Zauberhauch, verwandelnd Wehen,
Grund unsrer Welt und Geistesanbeginn!
Wie lastet mir die Stummheit des Gewimmels
Versteinter Gipfel! Durch die Meere hin,
Das blaue Fließen des verzückten Himmels,
Such ich ein Wort, sein flüchtiges Bestehen . . .“

Das ist tatsächlich Hegel, der den Geist durch Begriff und Wort den Dingen ihre Existenz „hinauswerfen“ läßt. Aber wenn dieser Geist sich fast spöttisch selbst gehört, so hat er doch Fluß und Flug in sich. In aller Ironie und Vieldeutigkeit bleibt er reich und gediegen genug, um darum nicht, ob schon oft halbsbrecherisch an ihrem Rande hinwandernd, in Prosa abzusinken. Ein zärtlicheres, graziöseres, besinnlicheres Getändel als in „Belacqua“ hat solcher Geist noch nicht mit sich getrieben. Und daß das Lebendige dieses Geistes eben doch nicht denkbar ist ohne die Offenheit zu den Strömen, die unter ihm gehen, zeigt schließlich „Du bist im Spiel“. Da entdeckt er auf dem Grunde seiner narzissischen Spiegel- und Schowirkungen auf unendlich reizvolle, träumerisch-verspielte Weise eine echte religiöse Nötigung.

Erich Brod.

Das Volk spielt Theater.

Das Volk spielt Theater. Aufzeichnungen von August Schmid, Dießenhofen. XII. Jahrbuch der Gesellschaft für Schweiz. Theaterkultur. Herausgegeben von Oskar Eberle. Volksverlag Elgg. 1940.

Welch köstlicher Rückblick des Bühnenbildners und Spielleiters aus dem untersten Thurgauer Städtchen am Rhein! Auf sein eigenes Leben und Wirken fürs Volkstheater in der deutschen Schweiz, aber zugleich auf dessen Werden, Wachsen, Wesen und dessen Wandlungen in den 4 Jahrzehnten seit dem Höhepunkt unseres großen Festspielzeitalters vor und nach der Jahrhundertwende. Ward auch nie das von Richard Wagner vorgezeichnete und seinem Zufluchtslande zugedachte Ideal der Volksbühne erreicht, — es waltete doch in und über dem Streben nach künstlerischer Darstellung unserer Geschichte und ihres Sinnes. Es erfüllte als Traum die Wünsche und Hoffnungen der besten Schweizer Dichter Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, wenn schon sie selbst kein Bühnenwerk schrieben.

Beim Lesen schwebte mir die Erinnerung an die von August Schmid geleiteten, vollendet lebenswarmen Aufführungen, deren Zeuge ich sein durfte und die mir als Annäherung und oft als Erfüllung von Richard Wagners Zukunftstheater durch das Volk und für das Volk erschienen. Gerade der persönliche Ton und Rahmen, in dem der Verfasser seine Aufzeichnungen, begleitet von über 30 Bildern, filmartig abrollen läßt, macht diese kurzweilig und gibt uns den Eindruck einer Selbstschau, mit Einlagen aus der lebendig wiedererstehenden Theatergeschichte des Schweizervolkes. Frei von aller kritischen Behandlung des Erlebten — mit einer einzigen Ausnahme weiß der Leiter nur Gutes zu melden von den Leistungen seiner zahllosen Mitarbeiter — schließt der Erzähler seine Aufzeichnungen mit einem Kapitel „Erfahrungen und Wünsche“ für das Volkstheater. Er faßt darin zusammen, wozu er vollauf berechtigt ist, was er an Dichter, Komponisten, Spielleiter, Spieler und Presse nicht als Forderungen, sondern als Aufgaben aufstellt. Jedoch mit dem hochherzigen Bekenntnis zur Freiheit: „Das Volkstheater will nicht kommandiert werden, es will wachsen!“

Arnold Knechtwolf.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Baum, Vidi:** Marion lebt. Roman. Bermann-Fischer, Stockholm 1942. 643 Seiten.
- Bircher-Mey, Hedy:** Bircher-Kochbuch für Kriegs- und Rationierungszeiten. Rascher, Zürich 1943. 205 Seiten, Fr. 6.80.
- Blom, Waldemar:** Leichtfaßliche Sprachlehre für Spanisch. Aus der Praxis — für die Praxis. Francke, Bern 1942. 124 Seiten, Fr. 4.80.
- Volt, Niklaus:** Svizzero! Die Geschichte einer Jugend. Friedrich Reinhardt, Basel 1942. 220 Seiten mit 29 Bildern, Fr. 6.50.
- Büchli, Arnold:** Sagen aus Graubünden. 1. Teil. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Sauerländer,arau 1942. 323 Seiten.
- Deutsche Gegenwartsdichtung.** Erster Band. Herausgegeben von H. Langenbacher und W. Kuoff. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1942. 309 Seiten.
- Die Ernte.** Schweizerisches Jahrbuch 1943. Friedrich Reinhardt, Basel 1943. 187 Seiten reich illustriert, Fr. 5.—
- Farner, Oskar:** Wegmarken zur Besinnung über den Dienst der Kirche. Zwingli-Verlag, Zürich 1942. 89 Seiten, Fr. 2.40.
- Fernholz, Henriette:** Jofi, Geschichte einer Liebe. — Der Kellner Johannes, Novelle vom harten Leben. Christophorus-Verlag Herder, München 1942. 88 Seiten, M. 1.20.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)

Verantwortliche Leitung: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 4 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stoderstraße 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stoderstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.